

SchreibWerkStadt

Jan

Das war Glück, erzählte ich später. Etwas zu meinem Glück, nicht all umfassend. Gespannt kehrte ich nach meiner ersten langen Reise in die Wincklerstraße nach Hamburg zurück. Länger als drei Jahre war ich unterwegs gewesen. Gegen Mittag ließ ich meinen schweren Rucksack von der Schulter gleiten. Ich stellte ihn rechts neben der Eingangstür in den Hauseingang und klingelte. Hier hatte ich vor meiner Abreise knapp drei Jahre lang in einer der zwei Dachgeschosswohnungen gelebt. Eine Einzimmerwohnung, mit einer kleinen Küche, einem kleinen Badezimmer, Flur und einem kleinen Balkon. Ich wandte mich um und half Vatey, meiner Gefährtin – wie ich sie insgeheim zu nennen pflegte –, den Rucksack abzunehmen. Wenig später öffnete Thomas die Eingangstür.

„Die Wohnung ist zur Zeit an Anna vermietet“, erklärte Thomas nach wenigen Minuten. „Du kennst sie noch? – Stattdessen kannst du aber den Laden hier unten mieten, der steht frei.“

Mit einem kurzen Blick nach rechts sah ich durch das staubige Fenster in den vorderen Raum des leerstehenden Ladengeschäfts. Ein gutes Stück Arbeit wartete auf mich. Arbeit aber, dachte ich, die bin ich gewohnt. Die Räume bedurften einer kompletten Sanierung. In ihrem Zustand glichen sie einem ungeschliffenen Diamanten. Das Angebot überzeugte

mich. An den Verkaufsraum grenzte zur Straße hin ein zweites Zimmer, nach hinten lagen ein drittes Zimmer, eine geräumige Küche sowie ein schmales Badezimmer. Genügend Platz für zwei.

„Den Schlüssel?“, fragte ich.

„Den habe ich hier“, antwortete Thomas. „Moment!“

Er kramte in seiner rechten vorderen Hosentasche.

„Die Kosten?“, bohrte ich nach.

„Die übernehme ich, inklusive der Miete, bis die Sanierung abgeschlossen sein wird.“

Er zog einen kleinen Schlüsselbund aus seiner Tasche und überreichte mir diesen.

„Ich hatte das geahnt“, meinte Thomas. „Michael, sagte ich, warte die Rückkehr von Jan ab, der wird das Geschäft übernehmen. Und wenn nicht, sagte ich, dann kann ich es immer noch an einen Fremden vermieten. Womit ich wohl Recht behalten habe.“

Ich öffnete die Tür zu unserem neuen Reich. Die abgestandene Luft im Laden atmete ich tief ein. Die Rucksäcke stellte ich in das zum Hinterhof liegende Zimmer.

„Willst du auch die Werkstatt im Hinterhof mieten?“, fragte Thomas und grinste.

Ich nickte.

„Das wäre perfekt.“

Vatey war hinter mir in unser neues Zuhause geschlüpft. Etwas eingeschüchtert aber neugierig war sie durch alle Räume gegangen. Sie stand hinter mir, als

ich mich zu ihr umdrehte. Lächelnd blickte sie mich an. Das unvorbereitete Meistern nicht ganz einfacher Momente hatten wir während der vergangenen Monate und Jahre gelernt. Ebenso waren wir daran gewöhnt, mit wenig zurecht zu kommen. Mit der Sanierung würden wir die nächsten Wochen beschäftigt sein, das aber war auch unsere Absicht gewesen. In der Werkstatt im Hinterhof, wo ich zu arbeiten beabsichtigte, Möbel zu reparieren oder zu restaurieren, fanden wir einen alten Tisch sowie eine grob gezimmerte Bank. Wir stellten sie vor das Geschäft in die Nachmittagssonne und sprachen dort über unsere gemeinsamen Pläne für die folgenden Wochen.

„A shrine“, erklärte Vatey: „First we need a holy shrine.“

Sie hatte Recht. Ein kleiner Hausaltar zum Gedenken ihrer Ahnen würde nicht fehlen dürfen. In nahezu jedem buddhistischen Haus in Südostasien steht unscheinbar ein Schrein. Unseren, den ich die nächsten Tage zimmerte und lackierte, hängte ich von der Straße aus betrachtet an die Wand zu den hinteren Zimmern.

Noch am Tag unserer Ankunft gingen Vatey und ich nach St. Georg in die Lange Reihe, wo sie sich in den kleinen fernöstlichen Geschäften nach den notwendigen Schüsselchen und Räucherstäbchen umsah. Wir klapperten einige indische Läden nach Gewürzen ab, und ich zeigte ihr die Asia-Shops nahe dem Hauptbahnhof, wo sie Reis und Gemüse kaufte. Am

Abend schließlich setzten wir uns auf die Bank vor das Geschäft, wo wir noch unzählige Abende sitzen würden.

Für die Renovierung des Geschäfts benötigten wir insgesamt zehn Wochen. Erst im Anschluss kümmerte ich mich um die Entrümpelung und Einrichtung der Werkstatt. Ich setzte mich nicht unter Druck. Ich verfügte über genügend Zeit. Die ersten Tage schliefen wir in unseren Schlafsäcken im hinteren Raum, unserem Schlafzimmer. Nach einer ersten gründlichen Reinigung wurden das Badezimmer sowie die Küche komplett neu gestaltet, sämtliche Fußböden abgeschliffen, die Wände verputzt, gestrichen, Tür- und Fensterrahmen abgebeizt, geschmirgelt und lackiert. Vatey arbeitete mir zu. Zugleich erkundete sie jedoch auch die ihr fremde Stadt.

Vatey stammte aus Phnom Penh. Ich hatte sie während meines Aufenthalts im Restaurant meines *guest-house* an der *Riverfront* kennengelernt. In jenen Tagen fand das *Waterfestival* statt. Vatey bediente mich und fragte nach einigem Zögern, ob ich sie am Abend auf das Fest begleiten würde. Anstandshalber traf sie sich mit mir in Begleitung ihrer besten Freundin. Wir schlenderten durch die mit Menschen verstopften Straßen, tranken etwas, aßen eine Kleinigkeit und verständigten uns in gebrochenem Englisch, so gut es ging.

Die folgenden Tage sah ich mir Stadt an. Ich ging

zu Fuß zum Königspalast, hielt ein Tuktuk an und fuhr hinaus zu den *Killing Fields*. Vatey arbeitete in dem Restaurant jeden Tag von morgens bis spät in die Nacht, in Südostasien keine Seltenheit. Die Angestellten erhalten für ihre Dienstleistung während der Arbeitszeit Speisen und Getränke. Ihr Verdienst reduziert sich auf das Trinkgeld, das ihnen gezahlt wird.

Nach einer Woche schließlich wagte sie einen gewaltigen Schritt. Spät am Abend kehrte ich in mein Hotel zurück. Ohne Vorwarnung erkannte ich sie gegenüber der Rezeption sitzend. Kerzengerade saß sie auf ihrem Stuhl, wartete. Etwas nervös empfing mich die Angestellte wegen des unangekündigten Besuchs. Mit einem Nicken wies sie auf Vatey.

„It's okay“, erklärte ich. „She's a friend. She isn't a taxidriver girl.“

Ich wandte mich Vatey zu. Nach einem knappen *come on* griff sie ihre kleine Tasche und folgte mir die Stufen hinauf in mein Hotelzimmer.

Wie ich später feststellte, hatte sie in die Tasche all ihre Habseligkeiten gepackt. Die Tasche stellte sie neben die Tür.

Als ich aus dem Badezimmer kam, saß sie gleich einem Findelkind auf der Bettkante. Hilflos. All ihre Hoffnung steckte in mir. Ich ahnte, dass sie nicht freiwillig gehen würde. Sie nestelte an den Knöpfen ihrer Bluse, als hätte man ihr erklärt, für die Übernachtung würde ich selbstverständlich eine sexuelle Gegenleistung erwarten.

„No no!“, unterbrach ich ihre Absicht. „It’s not necessary.“

Erleichterung huschte über ihr Gesicht, der sogleich eine Träne folgte.

Noch heute verzichte ich auf die Gewissheit, auf welche Weise Vatey ihren kläglichen Verdienst aufgebessert hatte, bevor sie mich kennen lernte. Sie schweigt hierüber, ich wage es nicht, sie diesbezüglich zu fragen.

Vatey blieb. Wir lernten uns kennen und lieben. Ich erfuhr, dass ihr Vater im Kampf gegen die Roten Khmer fiel. Ihre Mutter starb wenige Jahre später an Malaria. Nahezu auf sich allein gestellt, verließ sie mit neun Jahren die Provinz Battambang und kam unter bei einem Onkel in Phnom Penh. Sie besuchte die Grundschule, für eine weiterführende Schule reichte das Geld nicht aus.

Das für uns Selbstverständliche wagt der überwiegende Teil der Bevölkerung in Kambodscha nicht einmal zu denken. Ich brauche meine Wünsche nur in die Tat umzusetzen. Dem Kambodschaner aber mangelt es in der Regel am Notwendigsten. Mit den Touristen kam zwar etwas Arbeit in das ansonsten bettelarme Land. Bildung jedoch wie auch die Gesundheit sind nach wie vor Güter, die zu finanzieren den Privilegierten vorbehalten bleiben.

Kurz nach meiner Ankunft in der Hauptstadt setzte ich mich vor das Restaurant an einen Tisch zur Straße hin. Vatey beobachtete ich heimlich aus den

Augenwinkeln heraus. Für sie war dies ein Tag wie jeder andere. Ich bestellte einen Kaffee und beschäftigte mich mit meinem Reisetagebuch. Ich klebte die Fahrkarte der Fahrt mit dem *speedboat* von Siem Reap über den Tonle Sap nach Phnom Penh in das Buch und notierte kurz meine Eindrücke von der atemberaubenden Fahrt über den Binnensee. Gute sechs Stunden lang saß ich gemeinsam mit Rucksackreisenden auf dem silberfarbenen Dach von dem Boot. Unter strahlend blauem Himmel und in sengender Hitze führte der Ausflug zügig an Fischerbooten und den am Rand stehenden schwimmenden Dörfern vorbei.

Vatey stellte sich zu mir an den Tisch und fragte mich nach meinem Herkunftsland.

„Where are you from? What’s your name? How long do you stay in Cambodia? Do you like the country?“

Die gewohnten Fragen, die mir auf meiner Reise in jedem Ort begegneten. Vateys bezauberndes Lächeln jedoch entzückte mich. Ja: Ihr unvergleichliches Lächeln verzauberte mich. Offenherzig blickte sie mich an. Überhaupt war sie ein fröhlicher Mensch. Nur in wenigen Momenten hinterließ sie bei mir einen wirklich traurigen Eindruck. Ganz offensichtlich gefiel ihr das Leben, das sie fortan gemeinsam mit mir führte.

Ein asiatisches Lächeln, muss kein Lächeln sein.

Eine Warnung, die ich häufig hörte, ein gut gemeinter Rat. Während ein Lächeln in europäischen Städten Misstrauen sowie Verunsicherung hervorruft,

öffnet ein Lächeln in Südostasien die Pforte zu den Herzen der Menschen. Das Lächeln ist nicht selten der Beginn für eine aufgeschlossene, interessierte Unterhaltung. Vateys Lächeln wirkte aufrichtig und unverdorben. Ihre Seele war nicht zerfressen vom der die Verbindung zur kindlichen Neugier durchtrennenden Argwohn. Ein Sonnenkind, das – so vermutete ich – sein bezauberndes Lächeln auch nicht im Winter einbüßen wird, für sie eine bitterkalte Jahreszeit.

Den Laden richteten wir bunt ein: Fotografien aus Thailand, Vietnam und Kambodscha, Batiken aus Indonesien, eine Tanka aus Nepal, ein Bronzebuddha vom Amulettmarkt in Bangkok, Ganesha, Durgha und Shiva aus Varanasi, das Taj Mahal. Es handelte sich um Erinnerungen, Artefakte aus den von uns während der vergangenen drei Jahre bereisten Ländern. Ein sonderbares Gemisch, unsere Gemeinsamkeit.

Ich entrümpelte die Werkstatt im Hinterhof, um diese für meine Tätigkeit als Tischler und Restaurator einzurichten. Während dieser Arbeiten stieß ich, zugedeckt unter einem ehemals weißen Laken, auf eine kleine Druckmaschine, die aus den fünfziger Jahren stammte.

„Ach ja“, erinnerte sich Thomas, als ich ihn auf die Maschine aufmerksam machte. „Die hatte ich vergessen. Die gehört Toni. Ursprünglich verfolgte sie die Absicht, mit der Maschine eigene kleine Publikationen zu drucken und auch zu veröffentlichen. Handverlesen, bestimmt für ein kleines Publikum, illustriert

mit kleinen Lithografien, etwas in der Art. Frag sie, wie ihr verfahren wollt! Ich weiß nicht einmal, ob die Maschine überhaupt noch druckt.“

Kurzerhand entschied ich, die Maschine dort stehen zu lassen. Ihre Funktionsfähigkeit würde ich zu einem späteren Zeitpunkt prüfen und – falls notwendig – auch reparieren. Ich strich die Wände weiß, kaufte Regale, Werkzeug und bestellte Maschinen. Meine erste Arbeit sollte die Restauration von einem Tisch und vier Stühlen sein. Und nachdem schließlich alles erledigt war, setzte ich mich vor mein Geschäft auf die grob gezimmerte Bank und verschnaufte.

Mit der Entdeckung der Maschine war die Idee in die Wirklichkeit gestiegen: Schreiben. Warum eigentlich nicht? Das Schreiben als Passion. Ein Hobby und Zeitvertreib wie andere Menschen ihre Zeit mit Zeichnen oder Musizieren nutzen, Briefmarken sammeln oder eine Modelleisenbahn in ihrem Keller aufbauen. Der Versuch wird es wert gewesen sein.

Jeden Morgen beobachtete ich die Menschen, die die Straße entlangliefen. Anwohner, Touristen, Lieferanten. Jung wie alt. Bei ihrem Anblick fragte ich mich stets, was diesen einen Menschen die Straße hinab- bzw. hinauftrieb. Einkäufe? Die Tageszeitung? Frische Brötchen? Für die Besichtigung der St. Michaeliskirche, einer Turmbesteigung oder einem Stück Kuchen in den Krameramtsstuben war es zu früh. Gingen sie zur Arbeit? Zum Arzt? Oder zur U-Bahn? Die älteren Kinder befanden sich auf dem Weg in die

Schule. Auf dem Rücken trugen sie ihre Schultaschen oder Rucksäcke. Die ganz jungen Kinder wurden von ihren Eltern an der Hand in den Kindergarten geführt. Stets begleitete mein Denken eine Frage: die nach dem Takt. Was ist der Takt der Zeit? Sie begleitete mich auf meine Spaziergänge in den alten Botanischen Garten, Planten un Blumen, an den Hafan oder die Alster entlang zum Klosterstern. Ich begann, meine Gedanken zu sortieren, sie in einer kleinen Kladde niederzuschreiben, in Worte zu fassen und meinen Beobachtungen auf diese Weise eine Form zu verleihen.

Ich schreibe nicht so schnell, wie ich denke. Das enttäuscht mich. Ich scheitere: Hamburg lässt sich nicht mit wenigen Worten beschreiben. Ein Portrait dieser Stadt zu liefern, gelingt nicht einmal in Episoden, erschöpft sich in Unvollständigkeit. Die Vielfalt entfaltet sich stets neu.

Ende der Sechziger schrieb schon ein Mann über die Menschen in Hamburg. Einfältig folgte ich den Spuren des Erzählers zum Jungfernstieg, zum Fischmarkt und zu den St. Pauli Landungsbrücken. Ich trank im Alsterpavillon einen Milchkaffee und in einer Hafenkneipe Bier und Korn. Erstaunt räumte ich ein, die Orte nicht wie beschrieben vorzufinden. Und auch *der Hamburger* dürfte sich inzwischen gewandelt haben.

„Was ist das?“, fragte ich Anna. Wir saßen vor dem Geschäft und aßen gemeinsam zu Abend. „Der

Takt der Zeit? Was zeichnet die Gegenwart aus, in der wir leben?“

„Meine Meinung?“, fragte sie. „Der Tod schlägt den Takt zur Zeit. Die Gewissheit deiner Vergänglichkeit treibt dich an, das Bewusstsein über deine nicht zu entrinnende Endlichkeit. Diese erzeugt den Willen, Leben zu gestalten. Aber: Fragst du nicht mehr nach dem Zahn der Zeit?“

Der Zahn der Zeit: Mit meiner Kamera ausgestattet erkundete ich die Stadt. Ich ging spazieren in der Hafencity, der Innenstadt, in St. Georg. Ich fuhr nach Eppendorf, Eimsbüttel, nach Klein Flottbek und ging an der Elbe entlang bis St. Pauli. – Welche Note wird die Gegenwart einmal hinterlassen? Ich suchte nach einem Motiv, einer Perspektive, die die Augen öffnet. Was ist das Besondere? Eine Fotografie, eine Erzählung, dachte ich. – Wird es die Finanz- und Bankenkrise sein? Die Smartphonetechnologie oder Bildtelefonie? Die Herrschaft der Oligarchen oder der Einfluss der Waffenindustrie auf den globalen Krieg gegen den Terrorismus? In den fünfziger Jahren hinterließ in der Bundesrepublik Deutschland das Wirtschaftswunder seine Spur, in den Sechzigern waren es der Rock´n Roll, die Studentenunruhen und in den Siebzigern die RAF sowie der Kalte Krieg, das Wettrennen. Dem Ersten Weltkrieg folgte die Weimarer Republik, die Inflation, Nazi Herrschaft, Zweiter Weltkrieg und der Hunger. In den Achtzigern und Neunzigern ereigneten sich Mauerfall und Wiedervereini-

gung, aber auch die Abwicklung der staatseigenen Betriebe. Wie Heuschrecken fielen die Banken, Ladenketten und Versicherungen über das Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik her. Die Plage gipfelte in einer Arbeitslosigkeit von bald zwanzig Prozent. Die Funktionäre aus dem Westen versorgten sich gegenseitig mit Posten. Die alten Strukturen wurden zertrümmert. Aufbauhilfe nannten sie das. Schließlich schrumpfte durch das globale Denken und die Erfindung des Internets die Welt zum Dorf. Nach dem Anschlag auf das World Trade Center in New York übertragen inzwischen Satelliten den Piloten von Kampfdrohnen Bilder in einen tief unter dem Erdboden verborgenen Luftwaffenstützpunkt, in irgendeiner Wüste der Vereinigten Staaten. Der präzise Angriff im weit entfernten Waziristan auf Frauen und Kinder erfolgt ohne eine Spur von Mitgefühl plötzlich und ohne Vorankündigung aus der Luft. Das Ausbluten der von den eingeschlagenen Bomben zerfetzten Körper wird – begleitet vom Hohn und der Freude seiner Mörder über den Erfolg – lautstark bejubelt. – Eine ursprünglich als Computerspiel entwickelte Maschine durchbrach die Grenze zum Alltag. Mit einem Teil der Wirklichkeit verschaltet, nämlich dem jenseits der sie erfindenden Phantasie, nimmt sie mit massiver Gewalt Einfluss auf die Lebenswelt wehrloser Menschen. – Mancher Soldat verschanzt sich in seiner Erklärungsnot hinter der Vorschrift. Die Anstiftung oder Beihilfe seitens der Befehlenden und Vorgesetzten werden mit

keinem Wort erwähnt, ihr Handeln für unzweifelhaft richtig erklärt. Die Administration erklärt vor den laufenden Kameras: Nach sorgfältiger Erwägung entschieden sie nach pflichtgemäßem Ermessen.

„Die Produktion künstlicher Bedürfnisse. Die Verbannung des Schicksals aus der Lebenswelt“, ergänzt Anna. „Während der Mensch sich seit Urzeiten, von der Antike bis ins düstere Mittelalter, und auch heute noch in archaisch organisierten Völkern, dazu verdammt sah, den Zufall als eine Notwendigkeit zu betrachten – Götter wurden angerufen, Opfer dargeboten, das Orakel befragt –, sind die Menschen in den Industrieländern bemüht, ihren Alltag mit der Unterstützung von Ratgebern oder der Wissenschaft nach ihren eigenen Vorstellungen zu kontrollieren und zu gestalten. Viele von ihnen stürzen in eine Krise. Vielen mangelt es an der Fähigkeit zur Akzeptanz.“

Die Entfesselung der Gewalt und der mit ihr einhergehende Ruf nach Freiheit, hat eine rückwärts gerichtete Gesetzgebung zur Folge, die die Freizügigkeit zunehmend einschränkt. Sollte dieser Staat oder auch die Europäische Union wider Erwarten an Legitimität einbüßen und sollte es der Mehrheit nicht möglich sein, die herrschende Machtclique in einer freien und geheimen Wahl abzuwählen, könnte eine Flucht misslingen, da die persönlichen Daten – einschließlich der Fingerabdrücke – in Zeiten des Friedens mit den nur besten Absichten gespeichert wurden.

„Die Eliten erhalten sich selbst“, ergänzt Anna.

„Sie herrschen. Und um ihre Macht zu festigen, gerade gegen diejenigen, die sich zur Wehr setzen, ist ihnen jedes Mittel recht. Die Gewalt gilt für sie als das letzte legitime Mittel zur Durchsetzung ihrer Interessen.“

Der Mangel an Solidarität, Verdrossenheit, der Wegfall von Tabus, Aus- und Zuwanderung, der den Frieden sichernde Aspekt eines sich einigenden Europas – es handelt sich um keine abschließende Aufzählung, die Ereignisse anderer Kontinente lässt sie vollkommen außer Acht, die sich beliebig ergänzen ließen. Die Themen jedoch sind abendfüllend. Ihnen schließen sich zahlreich endlose Diskussionen an, die im Ergebnis, früh am Morgen nach einer durchzechten Nacht, in ihre Bruchstücke zerlegt, Werkstücken ähneln, die unvollkommen für den späteren Feinschliff auf der Werkbank einer beliebigen Werkstatt bereit gelegt wurden.